



Die Knotenschnur

Märchen aus Syrien

Es war einmal ein Mann, der musste seinen einzigen Sohn alleine aufziehen. Eines Tages verliess er schweren Herzens sein Heimatdorf, um in der Stadt Geld zu verdienen. Also nahm er seine wenigen Habseligkeiten, hob das kleine Kind auf seine Schultern und machte sich auf den Weg in die Stadt. Der Weg war weit, und dem Sohn wurde die Zeit lang. Er schaute sich um und sah einen Vogel. «Was ist das?», wollte er wissen. «Das ist ein Rabe», antwortete der Vater. Der Junge sah viele verschiedene Dinge und der Vater antwortete geduldig auf jede Frage. Schliesslich zog der Vater eine Schnur aus seiner Jacke hervor, und jedes Mal, wenn der Junge nun auf ein Tier zeigte und fragte: «Was ist das?», und er antwortete: «Ein Falke ..., ein Sperling ..., eine Taube ...», machte er einen Knoten in die Schnur. Als sie endlich in der Stadt angekommen waren, war die Schnur voller Knoten.

Der Vater und sein Sohn lebten viele Jahre in der Stadt. Der Vater trieb Handel, verdiente Geld, und der Sohn wuchs heran und ging ihm zur Hand. So wurde der Vater

alt, und der Sohn übernahm die Geschäfte. Mit der Zeit wurde der Alte so gebrechlich, dass er sich kaum noch bewegen, geschweige denn gehen konnte.

Schliesslich äusserte er den Wunsch, wieder zurückzukehren in die Heimat, und auch der Sohn wollte gerne die Verwandtschaft besuchen. Der Sohn nahm ein paar wenige Habseligkeiten mit sich, hob den alten Vater auf seine Schultern und machte sich auf den Weg ins Heimatdorf. Der Weg war weit, und dem Vater wurde die Zeit lang. Er schaute sich um und sah einen Vogel. Da seine Augen nicht mehr die besten waren, fragte er: «Was ist das?»

«Ein Rabe», antwortete der Sohn.

«Und das?», wollte der Vater wissen und zeigte auf einen anderen Vogel.

«Ein Rabe», sagte der Sohn, ohne den Blick zu heben.

«Und das hier?», fragte der Vater, doch da war der Sohn mit seiner Geduld schon am Ende. Er hob den Vater von seinen Schultern, setzte ihn auf den Boden und sagte laut: «Ich habe dir doch gesagt, dass das ein Rabe ist!»

Da zog der Vater eine Schnur aus seiner Jacke. Sie war voller Knoten. Er betrachtete sie und sagte: «Schau, diese Schnur ist voller Knoten. So viele Fragen hast du gestellt, als ich dich auf dem gleichen Weg zur Stadt trug, und ich habe sie alle geduldig beantwortet. Du aber ärgerst dich schon nach wenigen Fragen. Das ist wie im Sprichwort: Ein Vater kann zehn Kinder ertragen, aber zehn Kinder nicht einen Vater.»

Der Sohn hörte zu. Dann setzte er sich neben seinen Vater auf den Boden, nahm die Knotenschnur in die Hand und betrachtete sie. Schliesslich lächelte er, nahm die Hand seines Vaters, hob ihn auf den Rücken, und es dauerte nicht lange, da kamen sie im Heimatdorf an. Als der Vater später starb, nahm der Sohn die Knotenschnur an sich, und als er selber Vater wurde, wurde er nicht müde, seinen Kindern diese Geschichte zu erzählen.

Fassung D. Jaenike, nach: U. Kuhr, Arabische Märchen aus Syrien, Frankfurt a. M./Leipzig 1993.

Eine Generation lernt von der anderen

Gedanken im Spiegel zweier Märchen

Martin Kamber • Zwei Märchen erzählen von Beziehungen. Einmal ist es die Vater-Sohn-Beziehung, das andere Mal die Beziehung zwischen einem Padischah und seinem Wesir. Beides sind Beziehungen, die ein Abhängigkeitsverhältnis aufweisen. Es ist diese Abhängigkeit, die zum Konflikt führt. In beiden Märchen erkennen die Protagonisten das, und sie versöhnen sich. So lösen sie die Ungleichheit auf und begegnen sich auf Augenhöhe – eine Generation lernt von der anderen.

*J*n «Die Knotenschnur» zieht der Vater seinen Sohn allein auf, keine Mutter, keine Geschwister, nur die beiden. Zuerst sind sie noch Teil ihrer Dorfgemeinschaft. Doch dann muss der Vater, weil er kein Auskommen mehr findet, mit seinem kleinen Buben in die Stadt ziehen. Nun besteht die soziale Gemeinschaft nur noch aus Vater und Sohn. Der Knabe ist vollständig von einer einzigen Person abhängig, und der Vater trägt die grosse Verantwortung der Elternschaft ganz allein.

Durch Fragen die Welt entdecken

Wer kennt nicht die vielen Fragen, welche Kinder stellen, ohne Ende und immer wieder. Mit einer unglaublichen Neugier und einem immensen Lernwillen entdecken sie die Welt und sind auf Menschen angewiesen, die ihre Fragen beantworten. So ergeht es auch dem Vater, welcher mit seinem Söhnchen auf den Schultern Richtung Stadt wandert. Er beantwortet geduldig, gewissenhaft und liebevoll alle Fragen. Die Freude eines Kindes, die Welt zu entdecken, entspringt aus ihm selbst. Die vielen Fragen sind Ausdruck davon. Stellen wir uns vor, niemand würde diese Fragen beantworten. Jedes Kind müsste die Welt wieder von Grund auf selbst erforschen und erkennen. Es würde das fehlen, was wir die kulturelle Evolution nennen, und die Menschheit wäre immer noch im Steinzeitalter.¹ So gesehen hat der Vater als Mensch eine biologische und eine soziale Verpflichtung seinem Nachwuchs gegenüber. Trotzdem gibt es viele Väter, die diese Verantwortung nicht oder nur rudimentär wahrnehmen. In diesem Märchen ist das

ganz anders. Vater und Sohn wandern gemeinsam und sind sich körperlich sehr nahe. Der Sohn schenkt seinem Vater das Vertrauen, dass dieser ihm die Welt erklären kann. Der Vater gibt seinem Sohn sein Wissen geduldig und liebevoll weiter. Daraus entsteht eine Intimität, eine Beziehung, die weit über die biologische Notwendigkeit hinausgeht. Mit der Zeit macht der Vater für jede Frage einen Knoten in eine Schnur. Früher machten wir uns einen Knoten ins Taschentuch,

*Mit einer unglaublichen
Neugier und einem immensen
Lernwillen entdecken
Kinder die Welt und sind auf
Menschen angewiesen,
die ihre Fragen beantworten.*

wenn wir etwas nicht vergessen durften. Im Mittelalter wurden Knotenschnüre auch als Rechenhilfe benutzt. Mit einer Schnur, welche in regelmässigen Abständen Knoten hat, kann man rechnen und sogar einfache geometrische Aufgaben lösen. Wieso tut der Vater das? Will er sich erinnern, oder will er etwas aufrechnen? Die Antwort auf diese Frage zeigt sich erst viel später.

Die eine Generation sorgt für die andere

In der Stadt findet der Vater für beide ein Auskommen. Er betreibt Handelsgeschäfte, der Sohn hilft, und als der Vater alt und gebrechlich wird, übernimmt der Sohn die Geschäfte.

Der Sohn entspricht dem Wunsch des greisen Vaters, seine alte Heimat zu besuchen. Diesmal trägt der Sohn den Vater auf den Schultern, und er muss ihm auch die Augen ersetzen. So wie der Knabe damals von seinem Vater abhängig war, so ist es der Vater jetzt von seinem Sohn. Der Sohn ist allerdings weniger geduldig, als es sein Vater damals war. «Ein Vater kann zehn Kinder ertragen, aber zehn Kinder nicht einen Vater.» Dieses nicht nur in Syrien geltende Sprichwort² bringt den Sohn zusammen mit der Knotenschnur auf Augenhöhe mit dem Vater. Die Vater-Sohn-Beziehung, die immer eine gewisse Ungleichheit beinhaltet, entwickelt sich zu einer Beziehung von Mensch zu Mensch. Die Knotenschnur wird zum Sinnbild für und zum Erinnerungsbild an die vertrauensvollen Momente zwischen ihnen beiden. Sie zeigt dem Sohn, dass es nicht darum geht, dass er jetzt dem Vater vergilt, was der für ihn getan hat, sondern dass er erkennt, was auf ihn als zukünftigen Vater zukommt. Die Ungeduld des Sohnes seinem Vater gegenüber verschwindet und macht einem Gefühl von Dankbarkeit und Liebe Platz. Die Knotenschnur vergisst er nie mehr, und er erzählt die Geschichte seinen Kindern. Auch sie sollen lernen, was er lernte und was durch diese kleine litauische Fabel so schön illustriert wird:

Die Störche fliegen über das Meer. Ein Storchkind wird müde und sagt zum alten Storch: «Vater, trage mich. Wenn du alt bist, trage ich dich auch.»

«Nein, das ist verkehrt», antwortet der alte Storch. Sie fliegen weiter. Da wird das andere Storchkind müde und bittet den Vater auch,



es zu tragen: «Ich werde dich tragen, wenn du alt bist.» Auch ihm antwortet der Vater: «Das ist verkehrt.»

Danach sagt das dritte Storchenkind: «Väterchen, trage mich, dann werde ich auch meine Kinder tragen.»

«Gut», sagt der alte Storch, «du sagst das Richtige!»

Und er trug den Kleinen.

Ist das Gesetz gerecht?

Auch in «Der Wesir und die Kinder» gibt es eine Abhängigkeit. Der Wesir dient dem Padischah treu und zuverlässig und wird dafür auch reich belohnt. Doch der Wesir ist dem Padischah und dessen Launen ausgeliefert. Aus einem nichtigen Grund – er wird im Märchen nicht einmal erwähnt – nimmt der Padischah ihm alles weg. Der Wesir ist erschüttert, kann sich weder erklären noch verteidigen. Er ist alt und bleibt völlig mittellos und verarmt zurück. Padischah ist eine Nebenform des Titels Schah. Er bezeichnet einen König im alten Perserreich, zu welchem auch Turkmenistan gehörte. Und von dort stammt dieses Märchen. Der Wesir ist ebenfalls ein ursprünglich persischer Titel, den ein hoher Hofbeamter des Königs trägt. Heute wäre das ein Minister. Beide sind hohe, ja höchste Würdenträger eines Reiches. Und doch ist der Unterschied zwischen ihnen enorm. Damals hatte ein Padischah, so wie die absolutistischen Könige und Kaiser in Europa, eine un-

Der Sohn lernt vom Vater dank dessen Erfahrung. Dieser lässt ihn mit der Knotenschnur teilhaben an einem Ereignis, welches der Sohn noch gar nicht bewusst wahrnehmen konnte.

umschränkte Macht über Krieg und Frieden, über Wohlstand und Armut, über Leben und Tod all seiner Untertanen, auch des Wesirs. Der Padischah verkörpert als autokratischer Herrscher in seiner Person das Gesetz. Das Gesetz ist immer ein Abbild der Gesellschaft. Sein Zweck ist die Erhaltung der bestehenden Machtstrukturen. Es gibt eine Philosophenschule, die der Meinung ist, dass ohne eine starke Hand und ohne Gesetz unter den Menschen Willkür und Chaos herrscht.⁴ In diesem Sinne ist das Handeln des Padischah auch gerecht, das heisst, es folgt dem Gesetz und wird deshalb auch nicht in Frage gestellt, nicht einmal vom Wesir.

Die Perspektive der anderen Generation

Bis der Wesir zufällig hört, wie zwei Kinder seinen Fall «behandeln». Kinder haben ein anderes Verständnis von Gerechtigkeit. Ihnen geht es nicht um Macht oder um deren

Erhaltung. Es geht ihnen um ein ausgeglichenes Verhältnis von Geben und Nehmen. Der Wesir arbeitet für den Padischah, und dieser zahlt ihm einen Lohn. So weit, so gut. Die Kinder finden, dass der Padischah dem Wesir zwar die Arbeit und den dafür ausgerichteten Lohn wegnehmen könne, dann müsse er ihm aber auch alles zurückgeben, was der Wesir durch die Arbeit verloren hat, nämlich seine Gesundheit.

Mich erinnert dieses Märchen an eine Volksinitiative in der Schweiz in den 70er Jahren. Es war die sogenannte Mitbestimmungsinitiative. Die verlangte, dass die Mitarbeitenden eines Betriebes in diesem auch etwas zu sagen haben müssten. Die Mehrheit der Stimmberechtigten fand jedoch, dass diejenigen, welche das finanzielle Risiko einer Unternehmung tragen, auch über diese bestimmen dürften. So wurde die Initiative abgelehnt. Dabei wurde nicht berücksichtigt, dass die Mitarbeitenden in einen Betrieb nicht nur ihr Engagement und ihre Loyalität einbringen. Geht der Betrieb nämlich in Konkurs oder müssen Mitarbeitende diesen verlassen, so lassen sie etwas zurück, das sie nicht mehr kompensieren können: Lebenszeit, die sie im Betrieb verbracht haben. Das ist ihr Risiko. Ein finanzieller Verlust kann kompensiert werden. Lebenszeit kann aber nicht kompensiert werden. Sie ist verloren, es gibt keine zweite Chance, es anders zu machen.

Die Kinder finden, dass der Padischah dem Wesir zwar die Arbeit und den dafür ausgerichteten Lohn wegnehmen könne, dann müsse er ihm aber auch alles zurückgeben, was der Wesir durch die Arbeit verloren hat, nämlich seine Gesundheit.

Genauso argumentieren die Kinder im Märchen. Dem Wesir leuchtet das ein, ebenso dem Padischah. Dieser erkennt seinen Fehler und ist grossmütig genug, ihn auch einzugehen und den Wesir persönlich wieder zu seinem angestammten Platz zu führen.

Beide Märchen zeigen schön auf, wie Generationen voneinander lernen können. Der Sohn lernt vom Vater dank dessen Erfahrung. Dieser lässt ihn mit der Knotenschnur teilhaben an einem Ereignis, welches der Sohn noch gar nicht bewusst wahrnehmen konnte. Und er lässt ihm so die Freiheit, seine eigenen Schlüsse daraus zu ziehen. Die Kinder hingegen zeigen dem Wesir durch ihren unverfälschten Blick, der noch nicht von der sogenannten Realität eingeschränkt wird, was wirklich passiert ist. Auch sie lassen dem Wesir die Freiheit, daraus seine eigenen Schlüsse zu ziehen. Lernen tun wir immer von anderen, vor allem, wenn wir dabei die Freiheit haben, selbst zu entscheiden, was wir vom Gelernten übernehmen wollen und was nicht.

1 M. Harris, Menschen, Stuttgart 1991.

2 «Der Vater ernährt eher zehn Kinder als zehn Kinder den Vater», deutsches Sprichwort; <https://www.aphorismen.de/zitat/8332>.

3 «Der Storch und seine Kinder», in: B. Kerbelyté, Litauische Volksmärchen, Berlin 1982, Erzählfassung von L. Knoch.

4 T. Hobbes, Leviathan, München 1965.

Martin Kamber, geboren 1952, studierte Mathematik und war lange Jahre in der Rückversicherung tätig. Seit seiner Pensionierung ist er als Erzähler unterwegs. Märchen interessieren ihn vor allem auch als Spiegel menschlicher Einfalt (im alten Sinne von Schlichtheit des Herzens) in kultureller und historischer Vielfalt.

Der Wesir und die Kinder

Märchen aus Turkmenistan

Wor langer, langer Zeit lebte einst ein Padischah, der hatte einen Wesir, der ihm stets mit gutem Rat zur Seite stand. Zum Dank schenkte er ihm jedes Jahr ein Schaf, und so kam über die langen Jahre eine stattliche Herde zusammen. Eines Tages jedoch ärgerte sich der Padischah so sehr über seinen Wesir, dass er ihn aus seinem Palast jagte und ihm alle seine Tiere wegnehmen liess.

Der Wesir war erschüttert über diese Ungerechtigkeit. Vor allem aber plagte ihn, dass er keine Möglichkeit hatte, sich bei dem Padischah zu rechtfertigen. Er lief nun, alt und arm geworden, scheinbar ziellos durch die Gegend, als er auf einmal zwei Kinder sah, die miteinander stritten.

Er trat näher heran, und was musste er erkennen? Die Kinder spielten Padischah und Wesir. «Du bist ein schlechter Wesir», sagte der Junge, der den Padischah spielte, «ich nehme dir deine Schafe weg und jage dich davon.» Da antwortete der Junge, der den Wesir spielte: «Oh mein Padischah, das ist sehr ungerecht.» «Nein, das ist nicht wahr», sprach der Knabe, der den Padischah spielte, «ich bin ein gerechter Herrscher!» «Nun gut», antwortete der

Junge, der den Wesir spielte, «dann nehmt alle meine Schafe, aber gebt mir meine Gesundheit zurück, denn ich bin krumm und alt geworden in den Jahren, die ich Euch gedient habe.»

Als der Wesir diese Worte hörte, dachte er bei sich: Diese Kinder sind offenbar weiser als ich selbst. Er setzte sich hin und schrieb dem Padischah einen Brief:

«Bevor ich zum Wesir ernannt wurde, war ich bettelarm, jedoch jung und gesund. Im Lauf der Jahre in Eurem Dienst bin ich reich an Schafen geworden, doch meine Gesundheit habe ich eingebüsst. Ich beklage nicht, dass ich all meine Schafe verloren habe, doch bitte ich, mein Padischah, dass Ihr mir meine Gesundheit wieder zurückgebt.»

Der Padischah las den Brief und befand ihn als weise. Er schickte seine Diener aus, um den Wesir zu holen, und führte ihn dann selbst zu seinem angestammten Platz.

So lebte der Wesir wieder an der Seite des Padischahs und stand ihm noch viele Jahre mit gutem Rat zur Seite.

Fassung D. Jaenike, nach: T. M. Bobrowski, Turkmenische Volksmärchen, Moskau 1987.

